

# Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.

Von Justus Schoenthal.

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

After Lunch.

Um ins Rauchzimmer zu gelangen, mußte man das Musikzimmer nochmals durchschreiten. Lady Edith ließ den Arm des Offiziers fahren und ging voraus. Sie klappte die Notenhefte zusammen und schloß den Flügel.

Longford hatte das Gefühl, sie tue das alles in der Absicht, von ihm über Musik befragt zu werden. Er tat ihr den Gefallen.

„Mylady sind Pianistin?“

„Pianistin ist vielleicht etwas zu viel gesagt. Aber ich gehöre jedenfalls zu den wenigen Engländerinnen, die ernsthaft musikalisch sind.“

Longford warf einen Blick auf das Notenheft.

„Und Sie spielen, wie ich sehe, Beethoven, also deutsche Musik?“

Edith schob den schweren Perzer zur Seite, der als Behang den Durchgang zum Rauchzimmer sperrte.

Das fahrbare Mollatischchen stand bereits im Zimmer. Sie goß die schwarzbraune Flüssigkeit in drei der zierlichen Dimoges-Täschchen und ließ sich dann in einen der schwerfälligen, Saffianbezogenen Sessel nieder.

„Ja, Mister Longford, ich spiele deutsche Musik, am liebsten Beethoven.“

Der Lord unterbrach: „Bekanntlich haben Sie in Paris kürzlich festgestellt, daß Beethoven gar kein Deutscher war.“

„Aber, Papa, er ist doch in Köln am Rhein geboren!“

Longford entfuhr es: „Verzeihung, Mylady wollten wohl sagen: in Bonn.“

Der Zeitungskönig lachte.

„Siehe da, die Schulweisheit der Herren von der Front!“

Longford errötete. Dieser alte Herr war ihm entschieden überlegen. Es hielt schwer, in seiner Gegenwart die Selbstsicherheit nicht zu verlieren.

Lord Southriffe schien die Verlegenheit des jungen Hauptmanns nicht zu bemerken; er beschäftigte sich weiter mit Beethoven.

„Ja, Beethoven war der Abstammung nach nicht Angehöriger einer feindlichen, nicht einmal einer neutralen Macht. Er ist sozusagen unser Verbündeter. Er ist nämlich ganz simpler Belgier gewesen.“

„Das ist wohl wieder einer deiner beliebten Scherze, Papa?“

„Ich berichte nur, was der Pariser „Figaro“ über Beethovens Abstammung in Erfahrung gebracht hat. Der Name selbst, „van Beethoven“, klingt ja allerdings nicht

deutsch, eher holländisch. Die Beethoven sollen aber eine alte Musikerfamilie sein, die schon im siebzehnten Jahrhundert in Löwen, demselben Löwen, dem unsere Herren Feinde im August vorigen Jahres so übel mitgespielt, ihren Wohnsitz gehabt haben.“

„Muß man unbedingt glauben, was der „Figaro“ erzählt?“ fragte Lady Edith leichtthin.

„Muß? — Nein!“ erwiderte der alte Herr gutgelaunt, „es ist aber keinesfalls verboten.“

„Nun, mir persönlich verschlägt es nichts, ob Beethoven ein Deutscher oder ein Belgier war; für mich ist er das größte aller musikalischen Genies seit Erschaffung der Welt. Ich sehe wirklich nicht ein, warum wir die deutschen Meister nicht spielen sollen. Nur, weil wir zufällig jetzt über ein Jahr mit den Deutschen Krieg führen? Ja, könnten wir damit den Deutschen vielleicht irgendwelchen Abbruch tun? — Nicht im mindesten! Wir würden durch eine Verbannung der deutschen Musik nur uns selber schaden. Denn die englische Musik — Gott sei's geklagt — schön ist anders. Wie denken Sie darüber, Kapit'n?“

Auf Longfords Stimmung wirkte die Umgebung günstig. Er empfand einen eigentümlichen Reiz darin, seine bis aufs Äußerste angespannten Nerven im leichten Geplätscher einer Plauderstunde auszuruhen. . . Diese weichen Saffiansessel, die Dimoges-Täschchen, der würzige Molladuft, die mattschimmernden, weinroten Afghanteppiche, die Gemälde von Gobelius, die schweren Vorhänge, durch die das Tageslicht nur gedämpft einbrang. . . das alles erweckte in ihm ein Gefühl wohliger Geborgenheit.

„Ja, um die Wahrheit zu sagen, Mylady, ich kenne wohl deutsche Musik, aber von englischer Musik ist zu uns nach Amerika nicht der Ruf gedrungen. . . Uebrigens stimme ich Ihnen durchaus bei. Die Kunst hat mit der Politik nicht das mindeste zu tun. Ich wüßte nichts, was tüchtiger wäre als die Berrückerklärung fremdländischer Kunst, nur weil das fremde Land sich zufällig mit uns im Kriege befindet.“

Der Zeitungskönig nickte.

„Es freut mich, daß Sie ähnlich denken wie ich. In meinen Zeitungen bin ich von allem Anfang an der Treibjagd auf die deutsche Kunst entgegengetreten.“

Longford fragte mit unverhohlenen Zweifel: „Ja, war denn das überhaupt nötig? — Mylord verzeihen wohl meine Frage; aber wir haben wenig Zeitungen im Schützengraben erhalten und diese wenigen kaum auf örtliche und unpolitische Nachrichten angelesen.“

Lord Southriffe neigte sich vor.

„Ob es nötig war? Urteilen Sie selbst. . . Eins unserer größten Halbpennyblätter läßt seinen literarischen Mitarbeiter, also den ersten Fachmann, den Wagnium nieder-schreiben, die deutsche Kunst sei minderwertige Nachahmung, aller geistigen Ursprünglichkeit bar, und bis zum heutigen Tage nur unsinnig überschätzt worden. Mit der deutschen Wissenschaft sei's nicht besser bestellt. Und so weiter im

Zeit . . . Derjenige Mann, auf den ganz Germanien stolz sei, der Königsberger Philosoph Kant, sei nachweislich ein geborener Brito gewesen; denn seine Eltern hätten sich Kant mit C geschrieben und seien aus Schottland erst in Ostpreußen eingewandert. In der Dichtkunst seien Goethe und Schiller im Uebermaß angeheimelt worden; Schiller sei aber ein Phrasendrescher und Goethe überhaupt kein Dichter, sondern nur ein Versefmacher, dessen Bedeutung darin bestehe, es zum Minister eines kleinen deutschen Fürsten trotz seiner schlechten Verse gebracht zu haben; Göttern trotz seiner schlechten Verse gebracht zu haben; o darum hätten auch die Deutschen, die vor allem, was Regierung heiße, auf den Knien lägen, vor Ihrer Erzellenz Goethe so unbegrenzte Achtung . . . und so weiter . . . Stets das gleiche Rezept: Entweder war er eigentlich kein Deutscher oder er wurde bislang überschätzt."

Dongford lachte lustig auf.

"Aber das ist ja entzückend. Besser brachte es kein Witzblatt fertig."

Lady Edith war ernst geblieben.

"Ich kann diese Deutschenhegen wenig witzig finden. Sie werden jetzt einer Dame aus unseren besten Kreisen das Leben kosten."

Der alte Herr horchte teilnahmsvoll auf.

"Ach ja, du wolltest doch heute morgen bei Viscount Brand einen Besuch machen . . . Wie geht es der Viscountess?"

"Schlecht! Leider sehr trostlos. Es soll wenig Hoffnung bestehen, sie am Leben zu erhalten, und wenn doch, dann wird sie geistig unnachtet und auf dem rechten Auge blind bleiben."

Der Lord wiegte das Haupt.

"Schade! Schade! Eine so liebe, prächtige Frau! — Aber vielleicht, liebes Kind, läßt du unsern Kapit'n etwas auf?"

"Du hast recht, Papa. Stecken Sie sich eine der kleinen Frühstückszigarren an, Kapit'n, und hören Sie zu!"

Sie schritt nach dem elfenbeinfarbenen Kamin, griff nach einer Dose, deren Deckel in Silber getriebene Arbeit zeigte, entnahm eine Zigarette und ließ darauf aus einem feingekliffenen Parfümzerstäuber ein paar Tropfen Lavendel fallen.

Der junge Offizier beeilte sich, ihr Feuer zu reichen.

Dann erzählte sie, mit dem Rücken an den Kamin gelehnt und den rechten Arm nachlässig über den Lord geschoben.

Dongford verwandte keinen Blick von ihr. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, als werde sie mit allen Mitteln weiblicher Verführungskunst um ihn. Er mußte sich gewaltsam zwingen, nicht wieder eine Torheit zu begehen. Er ruff die Mundwinkel scharf zusammen . . . Aber — es nützte nichts. Er mußte wieder und wieder nach der zartgebildeten Kinderhand blicken . . . Ob das alles Absicht war? — Er hatte einmal gelesen, daß es Frauen gebe, die so gute Männerkennerinnen seien, daß sie auf den ersten Blick wußten, was einem Mann gestiel. Sollte es ihm wirklich an der Stirn geschrieben stehen, daß er für schöne Frauenhände schwärmte?

Er betrachtete sie nachmals.

Das meergrüne Seidengewand fiel in edlem Faltenwurf herunter und ließ den ebenmäßigen Wuchs seiner Trägerin mehr ahnen als erkennen. Blondes, fast rötlich schimmerndes, etwas krauses Haar umrahmte das blasse Oval des Gesichts mit den Nüsselaugen unter schöngeschweiften Brauen, mit der griechisch-edlen Nase und dem etwas vollen, sinnlichen Mund. Sie hatte den einen Fuß etwas vorgestreckt. Dongford sah den feinen Knöchelansatz durch den durchbrochenen Strumpf schimmern; den Fuß umschloß ein schwarzer Samtschuh, dessen Schnalle von einem Halbedelstein gehalten ward. Sonst war er ganz der Fuß einer Britin, eher groß als klein . . . Nein, das alles war weder gefährlich, noch verführerisch. Nur diese wunderbare weiße Hand, die noch tausendmal schöner schien auf dem elfenbeingelben Hintergrund des Kaminbords . . . Sie war ganz schmudlos, die Hand, nur den kleinen Finger zierte ein mattgoldener Reif in Form einer Schlange, und wo Kopf und Schwanzende zusammentrafen, da trugen sie in hohler Fassung einen seltenen Smaragd . . .

Und Lady Edith erzählte . . .

Wie Dongford fand, war im Grunde genommen weder

die Geschichte unterhaltsam noch die Vortragsweise eigen-tümlich.

Der Viscount Brand hatte vor mehreren Jahren, als er noch Militärattache bei der britischen Botschaft in Petersburg war, in der russischen Hofgesellschaft das Freiädelmädchen Hildegard von Roggenhusen kennen gelernt. Die Roggenhusen waren jedoch nicht, wie der Name schließen ließe, Deutsche, wenigstens nicht Reichsdeutsche. Sonst hätte der Viscount wohl den Dienst quittieren müssen. Denn bei der Sicherheit, mit der man damals schon in englischen Regierungskreisen den Ausbruch eines Krieges zwischen England und Deutschland vorausberechnete, hätte die vorgesezte Behörde die Heirat des Viscount mit einer Deutschen entschieden mißbilligt. Es stellte sich glücklicherweise heraus, daß die Roggenhusen uralter baltischer Adel aus der Gegend von Mitau in Kur-land, also russische Staatsangehörige, waren, und so stand der Heirat nichts im Wege. Aus Hildegard von Roggenhusen ward die Viscountess Brand. Zwei herzige Kinder entsprossen der Ehe, ein Mädchen und ein Mädchen. Aber — die Viscountess konnte sich niemals in London recht eingewöhnen. Sie war wohl früher russische Staatsangehörige und durch ihre Heirat Engländerin geworden, aber im Herzen, nicht nur der Sprache nach, Deutsche geblieben.

So wußte sie es bei ihrem Gemahl darzuweisen, daß sie alljährlich nach Deutschland reisen durfte, teils um die alten Bekanntschaften in der Tilsiter Gegend wieder aufzufrischen, teils um die unvergessene kurische Heimat wiederzusehen. Von ihrer letzten Reise hatte sie überdies ihre jüngere Schwester Marianne mitgebracht . . . Sie war etwas schwermütig geworden und sehnte sich nach einer vertrauten Seele aus der Heimat.

Da brach der Krieg aus, und es wurde bekannt, daß die Russen nicht eben glimpflich mit dem baltischen Adel verfahren. Man erfuhr von dem Wort des russischen Staatsministers Goremykin, daß Rußland den Krieg nicht gegen Deutschland, sondern gegen das Deutsche Reich überhaupt führe, und das betrog Marianne von Roggenhusen, die schon beschlossene Rückkehr aufzuschieben.

Der Viscount hatte ein Regiment schottischer Schützen bekommen und war zum Colonel ernannt worden. Ehe er sich nach Frankreich mit seinen Soldaten einschiffte, vergaß er nicht, den beiden Damen einzuschärfen, nur ja in der Öffentlichkeit nicht ihr Mitgefühl für Deutschland zur Scham zu tragen. Die Warnung wurde leider nicht befolgt; das Mitgefühl für Deutschland sollte der Viscountess zum Verhängnis werden . . .

Bis zu Beginn des Jahres 1915 hatte die Londoner Bevölkerung eigentlich keinen ausgesprochenen Haß gegen die Deutschen empfunden. Man war des Sieges sicher . . . Wann hätte jemals Britannien einen Krieg verloren? Der Vergleich mit der Zeit von hundert Jahren wurde oft aufgefrißt. Selbst ein Napoleon, der ganz Europa zu seinen Füßen sah, mußte schließlich in britischem Gewahrsam sein Leben beschließen. Warum sollte den Deutschen gelingen, was den anderen Festlandsmächten im Laufe der Jahrhunderte, den Spaniern, Holländern, Franzosen, der Reihe nach mißglückt war? — Die Stimmung schlug erst um, als die Teuerung hereinbrach, als die allgemeine Wehrpflicht drohte, die deutschen Unterseeboote das Meer ringsum befuhrten und ihre Zeppelinschiffe sich sogar bis in die nächste Umgebung der City wagten. Und als gar der Luftangriff im Oktober im Herzen der Weltstadt ganze Straßenzüge in Trümmer legte, da bedurfte es nicht mehr der aufstachelnden Worte der Halbpannblätter. Wie ein Pauffeuer verbreitete sich plötzlich die Nachricht: Im Osten, in Whitechapel sind die Häuser der Deutschen gestürmt worden. Selbst in den stillen Palast am Hyde Park, wo die Viscountess mit ihrer Schwester hauste, drang das Gerücht.

Frau Hildegard klingelte. Man möge ihr Auto bereit halten. Sie wolle ausfahren. Nach — Whitechapel.

Vergebens wurde sie von ihrer Schwester beschworen. Ihre einzige Antwort war: „Ich muß den armen Leuten helfen!“

Das kommende Unheil fast leidhaftig vorausahnend, fuhr Marianne mit der Viscountess nach dem Osten der Stadt.

Man brauchte nicht lange zu suchen. Das Viertel, wo die Deutschen wohnten, zumeist hiedere arme Handwerker, kleine Ladenbesitzer und dergleil bescheidene Leute, war erfüllt von schreiendem Volk. Aber es war nicht das „Volk“, das getrieben von Jorn und Haß und Mut seine Rache nahm,

es war der Mob, der die Gelegenheit benutzte, „fürs Vaterland“ zu plündern und dabei stummlos zu zerstören, was ihm nicht verwendbares Gut zu sein schien.

Die Discountess ließ halten.

Und was nun folgte, spielte sich im Zeitraum von kaum anderthalb Minuten ab . . . Sie verließ den Wagen, indem sie noch Marianne, die sich leicht durch ihre schlechte Aussprache verraten hätte, eindringlich gebot, sitzen zu bleiben.

Dann wandte sie sich an einen Schutzmann, der mit olympischer Ruhe zusah, wie gerade ein Bücherladen entleert wurde. Sie ersuchte ihn, einzuschreiten. Der aber deutete auf ein gegenüberliegendes Haus, das schon keine einzige unzertrümmerte Fensterscheibe mehr auswies; gerade betrachteten zwei wenig Vertrauen einflößende Gestalten eine ganze Zimmereinrichtung auf einen Handwagen . . . Der Konstabler vollführte ein paar lose schlenkernde Bewegungen mit dem Summknüttel:

„Da wir die Spitzbuben in der Luft nicht fangen können, soll es unser gutes Recht sein, die zu züchtigen, die nicht davonfliegen können.“

Sie wollte etwas entgegnen, da stürzte aus dem Buchhändlerladen ein betrunkenen Mann heraus, eine Geige unter dem Arm. Ihm nach rampte ein kleiner Junge, der immerfort jammern die deutschen Worte sprach: „Meine Geige! Meine Geige!“

(Fortsetzung folgt.)

### Das elektrische Auge.

Von Artur Fürst.  
(Nachdruck verboten.)

Niemandem wird es heutzutage schwerer gemacht, seinem Beruf mit Erfolg nachzugehen, als dem Einbrecher. Wie sich der Schiffszwinger zäh und immer zäher gegen die eindringende Granate wehrt, so kämpfen die ehehlichen Leute mit immer stärkerer Verteidigungskraft gegen die Eindringlinge, welche die Hände nach ihrem Eigentum ausstrecken.

In dem Kassenraum sieht der große Geldschrank. Es ist Abend. Der letzte Angestellte hat die Stätte seiner Tätigkeit verlassen. Die eisernen Vorhänge an den Fenstern sind heruntergelassen, sämtliche Türen fest verriegelt. Schwermüde Ruhe herrscht in der undurchdringlichen Finsternis des Raumes.

Da knirscht leise ein Bohrer in der Decke. Rasch ist ein Loch durchgebohrt, das eine Verbindung mit dem oberen Stockwerk herstellt. Der Verbrecher, der eindringen will, ist mit allen neuzeitlichen Abwehrmaßnahmen genau vertraut. Er denkt nicht daran, durch die Tür zu gehen, denn er weiß, daß diese in mannigfacher Weise gesichert ist und beim Öffnen sofort eine Alarmglocke einschalten würde. So dringt er durch die Decke, steckt durch das gebohrte Loch zunächst einen Schirm, der sogleich weit auseinanderfällt und alle beim weiteren Ausschneiden der Einsteigeöffnung herabfallenden Trümmer lautlos auffängt. Sobald er auf diese Weise in den Kassenraum eingedrungen ist, läßt er weitere äußerliche Vorsicht wachen. Er weiß, daß der Boden vor dem Geldschrank auf allen Seiten mit Matten aus Stängengeflecht belegt ist, die wiederum die Alarmglocke einschalten, sobald ein Fuß darauf tritt. Aus diesem Grunde hat er einen hölzernen Block vorgelesen, der sich so gegen den Schrank schieben läßt, daß man an diesen heran kann, ohne eine der Matten zu betreten. Er hat sich auch vorgenommen, die stählernen Wände mit Hilfe des Schneidbrenners ohne jede Erschütterung zu öffnen, denn es ist ihm bekannt, daß an den Schrank noch eine weitere Alarmvorrichtung gehängt ist, die beim geringsten Aufstoß wiederum einen Kontakt schließt. So denkt er, daß es ihm nicht misslingen kann, in aller Ruhe seine Absicht auszuführen.

Er steht jetzt, nachdem er mit der Strickleiter heruntergeklommen ist, in tiefer Finsternis. Bevor er sein Werk beginnen kann, muß er Licht haben. Der Strahl einer Blendlaterne sucht nach. Er läßt ihn um den Geldschrank hinführen, um die beste Durchgangsstelle zu ermitteln. Noch hat er den Angriff nicht begonnen, nur sein Werkzeug ausgeschwächt, da hört er erbeidend harte Schritte herankommen. Ein Schlüssel klappert in der Tür. Hoffnungslos läßt der Einbrecher die Kerne sinken, denn er weiß, daß er im nächsten Augenblick ergriffen sein wird.

Wie aber haben die Wächter so weit abliegenden Räumen erfahren können, daß er da ist? Der Zweifelsvoll schüttelt er den Kopf, er sieht sich überlistet, obgleich er alle Sicherungen umgangen zu haben glaubte. Es war ihm eben nicht bekannt, daß eine allerneueste Vorrichtungsmaßregel in dem Kassenraume angebracht war, die nicht betrogen werden kann. Das elektrische Auge hat gewacht.

Es hat wenige Sekunden, nachdem die Blendlaterne eingeschaltet war, in allen Wächerräumen die Alarmglocke zum Erkönen gebracht. Ein elektrischer Kontakt ist von keiner physischen Verbindung, ohne körperliche Berührung, ohne jede Kraftwirkung geschlossen worden. Aber Täuberei war demnach nicht im

Spiel. Die Energie des aus der Blendlaterne fallenden Lichts, die der Einbrecher sicher nicht als Kraftwirkung empfand, hat die Einschaltung bewirkt. Das Licht ist der Uebergeber gewesen, das Licht, das unentbehrlichste Hilfsmittel des Menschen, der sich durchdringen, irgendwas angreifen will. Den Eindringling erlaubt grünniger Horn, als er das erfährt. Wie soll seine Zukunft dann weiter gedeihen! denkt er; denn selbst der allerchlaueste Einbrecher kann nicht in undurchdringlicher Finsternis arbeiten.

Mit dem elektrischen Auge ist in der Tat eine unübertreffliche Abwehrmaßregel gegen Handlungen Unbefugter in einem geschlossenen Raum geschaffen worden. Es ist nichts weiter, als eine kleine, ganz harmlos aussehende Zelle aus dem seltenen Mineral Selen, das vielen schon als wichtiger Bestandteil der von Professor Korn ausgebauten Bildtelegraphie bekannt ist. Das Selen hat die Eigenschaft, seinen Widerstand gegenüber dem elektrischen Strom zu verringern, sobald es belichtet wird. Die Widerstandsminde rung war bisher nicht sehr groß. Aber dem Schöpfer des elektrischen Auges ist es gelungen, hier eine lebhaftige Steigerung zu bewirken, so daß die Selenzelle schon bei sehr schwachem, darauf fallendem Licht so kräftige Veränderungen in einem elektrischen Stromkreise zu verursachen vermag, daß hierdurch eine Kontaktvorrichtung zum Ansprechen und damit eine Klingel zum Erkönen oder eine Lampe zum Aufleuchten gebracht werden kann. Ich habe durch eigenen Versuch festgestellt, daß es genügt, in einer Entfernung von drei bis vier Metern von der Selenzelle ein Streichholz zu anzuzünden, um nach wenigen Sekunden die Alarmglocke zum Anschlagen zu bringen. Der Schein einer Taschenlampe, wenn er auch nur auf die Umgebung der Zelle fällt, genügt, um sie in gewöhnlicher Weise arbeiten zu lassen. Die Farbe des Lichts spielt keine Rolle. Es soll sogar gehen sein, die Kontaktgebung durch die Einwirkung der leuchtenden Partikel einer Taschenlampe in 30 Sekunden hervorzubringen.

Die kleine Zelle, die das elektrische Auge darstellt, läßt sich in einfacher Weise überall verbergen. In irgendeiner Wandverzierung, in einer Uhr, hinter einem durchsichtigen Spiegel läßt sie sich unsichtbar machen. Das Durchschieben der Drähte macht nichts, da die Einrichtung mit Ruhestrom betrieben und sich daher bei Beschädigung der Leitung von selbst einschaltet. Die Zelle ist eine durch nichts zu betragende selbsttätiger Feuerwache, die selbstverständlich kann sie auch als ein vortrefflicher selbsttätiger Feuerwächter benutzt werden, da sie den Brand bereits bei seinem ersten Bestehen anzeigt und nicht erst seine größere Beläuerntwicklung bis zu ihrem Ansprechen abwartet, wie das die bisher gebräuchlichen Abschmelzmeldekerzen tun.

Beruhigter noch als bisher kann der friedliche Bürger schlafen. Sogar die sanfte Energie der Lichtstrahlen hat er in seinem Dienste gestellt. Wer kann ihm jetzt noch ein Verbrechen tun, wo das elektrische Auge wacht?!

### Die Kröte.

Skizze von Kurt Münzer (Büch.).  
(Nachdruck verboten.)

Es war der letzte schöne Herbsttag gewesen. Der Hahn hatte den Himmel rein gefegt, und das tief eingeschneite Gebirge hatte über den See geglättet, Abendröte auf den Gletschern, Gold auf den walden Häuptern. Aber während ich im Theater sah — eine schöne Dame kämpfte da den Bühnenkampf zwischen Liebe und Kunst —, hatte es zu regnen begonnen. Und nun, da ich wieder aus dem Bezirk des falschen Lebens in die wirkliche Stadt, auf die gemeinlebendige Straße trat, verduhmte das laue Nash. Die Sterne gingen auf zwischen Wolken, die still und feierlich wie schöne ernste Räume durch die dunkle Welt schweben.

Ich ging zum leeren Quai hinab. Nur seltene Laternen brannten, und in ihrem Licht lagen die gelben Lindenblätter wie Haufen Goldes oder Brokat um den Stamm der alten Bäume. Alle Bänke neblegt, kein Mensch weit und breit. Der schwarze See atmete lautlos, drüben standen die Lichter der Dörfer wie treue Wächter, und der Bergzug, dunkler als die Nacht, schwang sich wie eine Schwammige Melodie durch den Raum. Es duftete nach all den guten traurigen Dingen des Herbstes: Ästern, Kiefer, weisses Laub. Es war kühl, frisch, die Luft bewegt. Es war eine Nacht, zu schwarz, um zu weinen aus unbestimmter Sehnsucht, an Liebe zu leiden, sein Mädchen zu verlassen, ohne es geküßt zu haben.

Am Quai, weiter unten, lag das Hotel. In seiner Glasveranda nach dem See war noch Glanz und Licht. Man sah buntpfeifende Lampenschirme, rotglühende Tapeten, weißunterte Deckenröhre gleitender Kellner. Die Helligkeit überschwebte noch die Uferstraße davon, und dort sah ich Menschen stehen, eine Dame und zwei Herren, geblickt um irgend etwas, was da zwischen ihnen auf der Straße lag.

Ich hörte die Dame einen reizenden koketten Schrei ausstoßen, ein Herr lachte tief mit wohlthönder Stimme, der andere rief etwas. Er sprach französisch. Ich kam langsam näher, und die Dame wiederholte fragend, eine Schauer-Lust in der Stimme:

„Soll ich sie zertreten?“  
„Was war es wohl, was da zertreten werden sollte?“

Ich passierte die Gruppe, sah und blieb, drei Schritte entfernt, stehen. Da lag eine große, dunkle, grünbraune Kröte. Vielleicht

Hatte sie der heiße Frühtag aus ihrem beglückenden Winterschlaf geweckt und die laue Kälte des Wends sie in zelloser bewirrter Sehnucht, im dumpfen Drang der Kreatur, aus der Heimat ihres Gartens gelockt, wo sie in der Mauer eines alten Herrschaftshauses ihre Schlafstätte hatte, in ein Abenteuer hinaus, ein Mitter suchend, neben dem stumm hochend sie sich des Daseins tiefer betrauert werden konnte.

Da lag sie, weich, harmlos, unbewegt, häßlich, unbekannt. Und drei Menschen umstanden sie und bewatschlagen ihren Tod. Die französischen Baute flangen schön und wach durch die still. Nacht. Die Dame lachte nervös, erregt und stieß mit der Spitze ihres Schirmes nach der Kreatur. Die Kröte machte einen plumpen schweren Sprung, noch einen, noch einen. Da lag sie vor meiner Füßen. Warte sie, was über ihr schwebte? Ich sah sie an. Ihre Augen waren zwei schwarze Perlen. O, wie häßlich war sie, eine mystische Uniform, von anderer Welt, aus unbekannter Tiefe. Aber da dachte ich an die alte Legende, daß dieses häßlichste Wesen der Schöpfung der Schöpfung schönsten Gedanken in sich birgt: in seinem Kopf die Perle. Das köstlichste, kostbarste Ding verschlossen in der grauenvollen Frage.

Und plötzlich empfand ich: sie weiß! Die Kröte empfindet, daß sie, das sündlose Tier, unter die sündigen Menschen geraten ist, das ewig schuldblose unter die immer schuldigen. Jetzt erbebt sie in Todesangst. Ihre Seele zittert. Die Seele der Kröte? . . . Aber was ist es denn, was diese Materie belebt, ihr lebende Augen gibt, der Instinkt der Furcht? Nicht Seele? . . . Und bewegt von tiefer Liebe zu meinem Mitgeschöpf, bildete ich mich, die Kröte zu retten. Sie aufheben und aus den Gefahren der Straße — Menschenstiefel, Wagenrad — hinaustragen, in einen sicheren Garten hinüber. Da trafen Tadel und Worte der Dame mein Ohr. Und ich wußte: jetzt spotten sie deiner, belächeln dich, o sentimentaler Deutscher, o du Reiter des Tieres, du Moralist der Straße! Und seige, wie ich da wurde, richtete ich mich auf, lachte in stiller Wut — Wut, worüber? — und ging und überließ das Tier seinem Schicksal, und das Schicksal des Tieres heißt immer Mensch!

Ich eilte. Ich laufte nicht zurück. Mein Herz klopfte stark und schmerzhaft. Was taten sie mir? Trat ein Fuß zu und zerstörte gedankenlos, mit einem Aufwallen des Bluts, ein Leben? Ich erreichte mein Haus, schloß auf — und zog den Schlüssel wieder aus dem Schloß. Ich wandte mich um, ich lief zurück. Aus meinem Herzen schlug eine Flamme und durchglühte mich.

Ich sah von fern: im Hotel war das Licht der Glasveranda schon halb erloschen. Nur schwacher Lichtschein quoll aus den breiten Fenstern. Der Quai war ganz leer. Jene Gruppe der drei Menschen war verschwunden. Kein Gelächter mehr, kein Wort. Die Uhren schlugen, es war ein Viertel vor Mitternacht. Dieser Friede schien zu walten, aber ich spürte die ewig ruheloze Seele im All, das Gewissen der Welt, das nie schläft, weil es schuldig ist.

Ich ging langsamer. Nichts, nichts. Sie hatte sich gerettet, die Kröte. Da war der Baum, unter dem sie mich mit ihren schwarzen Perlengängen angesehen, das Tier den Menschen. Ewig unverstehliche Frage, unlösbares Rätsel!

Und da lag etwas: ein Brei, ein Haufen Schmutz. Nicht spiegelte sich goldig darin. Mitten im Unrat, mit aufgerissenen Augen und klaffendem Maul — ich hörte den lautlosen Schrei — der Kopf der zertretenen Kröte.

Dieser Werd fiel auf mich! Ich hatte nicht den Mut gehabt, das spöttische Lächeln einer unbekannt Frau zu ertragen. Ich hatte meiner Eitelkeit ein Leben geopfert. Ein Tierleben. . . . Ist das so wenig? Ist nicht alles, was lebt, heilig? Die Kröte, die erschreckt; die Fliege, die quält; der Löwe, der tötet. Ist ein Tier denn jemals böse? Zum Bösesein gehört Bewußtsein des Bösen, und das hat nur der Mensch. Nur der Mensch ist schuldig u. d. verbrecherisch. Noch das Tier, das mordet, ist rein und schuldlos. Es erfüllt nur sein Naturgesetz. Aber der tödende Mensch vergeht sich gegen das Gesetz der Menschlichkeit. Er, der Stolz, der sich von der Natur gelöst und im Menschentum eingemauert hat, er mordet wissend. Sein Wissen macht ihn schuldig.

Ich blühte mich. Dieser Haufen Unrat war einmal Leben gewesen — und also Schönheit. Schönheit noch in der Kröte! Und damit eine wollüstige Frau einen Schauer, Ekel und Blutdurst spürt, mußte ein Kadstiefel die Kröte zerquetschen. . . . O stummer, unvorstellbarer Schmerz! War das, Tier, deines Daseins Sinn, in einer nassen Nacht ein grausames Menschenherz durch deinen bitteren Tod zu ergötzen? Dazu warst du erschaffen? So schaurig ist der Schöpfung Plan?

Ober wie? Ist vielleicht gar kein Plan da? Ist alles sinnlos und gedankenlos? Noch der Tod der Menschen nicht Folge von Pöbe und Notwendigkeit, Entwicklungsgezet und Weltbeschluss? Auch Krieg nichts als Spiel spielerischer Geschöpfe, Völker wehrlos unter der Grausamkeit eines gedankenlosen Schicksals über ihnen? Auch wir, jeder, ist nichts weiter wie eine Kröte, die ein unbegreifliches Wesen über mir in Gewalt hat?

Ich ging heim. Ich sah das Symbol im Erlebnis und das Mechanismus im Vorgang. Dachte ich Richter und Beurteiler spielen? Ist die Schuld nicht der Faden, an dem die Menschen nebeneinander aufgereiht sind? Wer frei ist von Sünde, ist — nur ein Tier!

### Maria.

Von R. S.

Es ward einer Mutter ein Sohn geboren im jüdischen Lande in stiller Nacht. Da klang ein helles Glöcklein in ihrer Seele, und sie vernahm den feinen Klang und beugte sich voll Freude über den Kleinen und herzte ihn und küßte ihn.

Es stand ein Sohn vor seiner Mutter und sah ihr voll Bewunderung in die lieben Augen. „Mutter, ich muß hinaus in die Welt, und tun die Werke des, der mich gesandt hat.“ Da reichte sie ihm schweigend die Hand und wandte sich ab. In ihrer Seele lagte ein helles Glöcklein, und in ihrem Auge stand eine Träne.

Es stand die schmerzreiche Mutter am Kreuze ihres Sohnes, und tieftraurig blickte er sie an und neigte dann sein todumwundenes Haupt und verschied. Da klang zum dritten Male das Glöcklein in Marias Herz und dann sprang es entzwei.

### Tag und Nacht.

Von R. S.

Die Nacht ist unsere gute Mutter. Aus ihrem Schoß erblühen wir zum Leben. Zu ihr flüchten wir, wenn wir müde sind. Und wenn einmal die letzte, große Mitternacht über uns kommt, dann leitet sie uns sanft zur Ewigkeit hinüber.

Die Ewigkeit ist unser Vater. Ernst und heilig steht er über unserem Leben. Er gibt uns Kraft, wenn wir versinken wollen im Wellenmeer der flüchtigen Zeit. Und seine leuchtenden Boten sind die ewigen Sterne.

Wenn einst die Mutter uns zum Vater führen wird, dann werden wir das Sternhaus wiedererkennen, aus dem ein dunkles Schicksal uns bereits entführte, und das wir suchen sehnsuchtsvoll, solange wir auf dieser Erde leben.

### Büchertisch.

— Der Völkerrkrieg. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. C. S. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 157 u. 158, Preis je 40 Pfennig. Das alte Rußland des Zarismus mit seiner auf Despotismus und Aberglauben begründeten Macht und seinem himmelschreienden Mißbrauch ist wohl endgültig zu Grabe getragen. Aber es bildet eine Episode der Weltgeschichte, die politisch, kulturgeschichtlich und völkerysychologisch von einem ganz eigenen Interesse ist und deshalb der Zukunft noch viel zu denken und zu schreiben geben wird. Der gegenwärtige Krieg wurde zum Todeskampf des zaristischen Rußlands, und die gewaltige Sommeroffensive von 1916 war das letzte Aufstreben des sterbenden Riesens. Die Behandlung dieser Offensive in den neuesten Heften des „Völkerrkrieg“ (157 und 158) erhält neben der vorzüglichen Darstellung der Kampfhandlungen ein besonderes Interesse dadurch, daß wir einen tiefen Blick tun können in die merkwürdige Seele des alten Rußlands, in Zar und Volk, in ein Regiment der plumbsien und schamlosesten Mittel und in ein Volk von so kindlicher, dämmernder Blöde, daß wir bald lächeln, bald staunen müssen über die aberwitzigsten Möglichkeiten, die hier bestehen.

— Die Schönheit. Moderne illustrierte Monatschrift mit Beiblatt „Licht, Luft, Leben“. 14. Jahrgang, Heft 10. 1. März. (Verlag der Schönheit, Dresden—A. 24.) — Das neue (10.) Heft der „Schönheit“ ist erjähren und bringt wieder eine Fülle erlebten Stoffes, u. a. Die Gedanken eines selbgrauen Wandervers, „Der endlose Weg“, eine feinsinnige türkische Novelle „Safis Achmeds Sehnucht“, einen kritischen Essay über den Bildhauer Ernst Seger mit zahlreichen Abbildungen und einen wertvollen Beitrag von D. Kiefer über Franz Webedans Schönheitsideal.

— Die Schaubühne, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 10 ihres vierzehnten Jahrgangs: Der Reichstag, von Germanicus; Der Vormarsch, von Max Epstein; Runo Graf von Westarp, von Johannes Fischart; Hedwig Bachmann, von Julius Bab; Salzburger Festspielhaus, von Ernst Ehrens; Die Helden auf Helgeland, von S. J.; Die Verführung, von Alfred Volgar; Die Legende von der Heiligen Elisabeth, von Kurt Singer; Die Wette, von A. Ha; Das Großbankgeschäft, von Vorarius; Antworten.

### Telegraphen-Rätsel.

Die Striche und Punkte entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge angegebenen Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte treffenden Buchstaben im Zusammenhang einen Sinnspruch ergeben.

Arten, Dank, Karte, Kleid, Nest, Semo, Woche, Wolga.  
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Wäberrätsels in voriger Nummer:  
Maschinengewehr.